

## Aufbruch zu einem neuen Verständnis von Gemeinde

Ein Beitrag zur Verständigung

Ralph Kunz / Uta Pohl-Patalong

### Das Missverständnis der Gemeinde

Vor rund sechzig Jahren hat Emil Brunner ein Büchlein mit dem programmatischen Titel „Das Missverständnis der Kirche“<sup>1</sup> geschrieben. Der lebendige Kern der Kirche, so die Hauptthese Brunners, sei die Ekklesia. Zwar könne man weder auf die Organisation noch auf die Rechtsgestalt der Kirche verzichten. Ihren Zweck erfüllt die Institution der Kirche aber nur dann, wenn sie dem Werden der Ekklesia diene. Diese wiederum wird als personell und geistlich konstituierte Gemeinschaft verstanden, als Sozialgestalt, die zwar ihren Realgrund in Christus habe, aber immer wieder neu gemeinschaftlich aktualisiert werden müsse. Brunners Ekklesiologie steht einerseits in der institutionskritischen Traditionslinie eines Rudolf Sohm und lieferte andererseits den theologischen Boden für Gemeindeaufbaukonzepte, die in den 1980er Jahren kontrovers diskutiert wurden.<sup>2</sup> Schon damals zeigte sich, dass in den Auseinandersetzungen um den missionarischen und volkskirchlichen Gemeindeaufbau, das Verständnis von Gemeinde in grundsätzlicher Weise zur Debatte stand. In diesem Lichte betrachtet steht Brunners normatives Konzept von Ekklesia nicht nur als Gegenentwurf zum Missverständnis der Kirche: Es signalisiert möglicherweise auch ein Missverständnis der Gemeinde. Gibt es „die Gemeinde“ in einer klar definierten Rechtsgestalt und Form? Ist der Begriff an ein bestimmtes ekklesiologisches Programm gebunden?

 <sup>1</sup> Emil Brunner: *Das Missverständnis der Kirche*, Stuttgart 1951.

<sup>2</sup> Vgl. Fritz Schwarz / Christian A. Schwarz: *Theologie des Gemeindeaufbaus: ein Versuch*, Neukirchen-Vluyn 1987.

## Gemeinde – eine umstrittene normale und normative Größe

Uns ist bei der Lektüre der Erfahrungsberichte aufgefallen, wie wenig selbstverständlich viele Autorinnen und Autoren den Gemeindebegriff verwenden, wie sie ihn problematisieren oder auch ersetzen. Und doch: Wie immer sie sich bezeichnen – als „Arbeit“, „Bewegung“ oder „Kirche“ – phänomenal sind es Gemeinden, und zumeist werden sie von den hauptberuflich Verantwortlichen auch so verstanden. Interessanterweise scheint es in dieser Frage eine Differenz zu den dort engagierten Kirchenmitgliedern zu geben: „Die Menschen ... würden die Frage wohl lachend verneinen, denn mit dem Begriff der „Gemeinde“ verbinden sie überwiegend die traditionelle Ortsgemeinde“ (Nauck). Offensichtlich existiert eine weit verbreitete Idee von einer Gemeinde„norm“, die mit „Normalität“ assoziiert wird und sich selbst dann durchhält, wenn man in einer anderen Form kirchliche Heimat findet. Möglicherweise erleichtert die Abgrenzung vom Gemeindebegriff sogar den Zugang zur Kirche in neuen Formen, da „Gemeinde“ auch inhaltlich mit Normativität (im Sinne von Einschränkung und Herrschaftsausübung) und Normalität (im Sinne von Langweiligkeit) konnotiert ist.<sup>3</sup> In jedem Fall zeigt sich in diesen Beobachtungen, wie erfolgreich historische Konstellationen bestimmter Sozialformen zu selbstverständlichen und inhaltlich fixierten Größen werden können. Realität und Begriffsbildung klaffen auseinander.

Theologisch hingegen meint Gemeinde eine christliche Gemeinschaft, die sich bei Gelegenheit oder in regelmäßigen Kadenzen unter dem Dach der Kirche versammelt und bestimmte Merkmale erfüllt: Bezug auf Christus als Grund der Gemeinde, Selbstverständnis als zugehörig zur heiligen christlichen Kirche, Bereitschaft zu Vergemeinschaftung Verschiedener sowie Bezug zur Welt. Eine regelmäßige Feier des Gottesdienstes und weitere Aspekte des kirchlichen Auftrags in der Welt sind erkennbar; sie eröffnet Raum zum Glauben, fördert und begleitet ihn. Sie wird durch Amt und allgemeines Priestertum geleitet und eröffnet die Möglichkeit zur Partizipation ihrer Mitglieder. Sie hat eine eigenständige Leitungsstruktur und versteht sich in wechselseitiger Steuerung mit der Gesamtkirche.<sup>4</sup> Nach diesen Kriterien sind die vorgestellten Modelle selbstverständlich Gemeinde.

In praxistheoretischer Hinsicht ist dann aber dafür zu sorgen, dass die Differenzen einer allgemeinen Definition bewusst bleiben. Das schließt ein kritisches Bewusstsein für die normale Organisationsform der Kirchengemeinde mit ein. Diese ist (in unseren landeskirchlichen Verhältnissen) immer noch die Parochie, die damit weder als sakrosankt verstanden noch übersprungen werden sollte. Einige der vorgestellten Gemeinden knüpfen dann ja auch – in unterschiedlicher Weise – an die Sozialform der Parochie an und profilieren diese wie St. Lukas in Gelsenkirchen, differenzieren sie wie die Kirche der Stille in Hamburg-Altona oder kooperieren mit ihr wie LUX – Junge Kirche Nürnberg.

Dabei ist es wenig überraschend, dass rechtliche Regelungen, die an der parochialen Norm ausgerichtet sind, aus der Perspektive alternativer Gemeindeformen als einschränkend oder wenig hilfreich empfunden werden. Hier ist ganz offensichtlich das Verhältnis

<sup>3</sup> Dafür sprechen Zitate wie zur Stadtkirche St. Petri Dortmund: „endlich mal eine aufgeschlossene moderne Kirche“ oder zur Kirche der Stille: „Hier finde ich genau das, was ich gesucht habe: weder eine esoterische Nische noch eine traditionelle Kirche, sondern einen Ort, der die Möglichkeit gibt, auf einer Erfahrungsebene sich zu begegnen.“

<sup>4</sup> Vgl. zu diesen Kriterien Eberhard Hauschildt / Uta Pohl-Patalong: Art. Gemeinde, kirchlich, in: Werner Heun u. a. (Hg.): Evangelisches Staatslexikon (Neuausgabe), Stuttgart 2006, 696–700 sowie ausführlicher dies: Kirchentheorie (Lehrbuch Praktische Theologie), erscheint im Gütersloher Verlagshaus 2013.

zwischen den neuen Sozial- bzw. Rechtsgestalten des Glaubens und den etablierten Pfarreien nach wie vor nicht geklärt – auch gegenüber dem Recht scheint die Realität weit voraus. Was aber trägt zur Klärung bei, wenn sowohl das Normale wie das Normative strittig geworden sind? Offensichtlich kann weder die Rechtsgestalt der Pfarrei noch die Idealgestalt der Ekklesia der Diskussion – werden sie ungefragt übernommen – orientierende Impulse verleihen.<sup>5</sup> Ein Indikator für die damit gegebene kybernetische Herausforderung ist das ungelöste Problem der rechtlichen Form der Mitgliedschaft. Die Bindungsmuster in den vorgestellten Gemeinden sind so divergierend, dass man sie nicht auf einen Nenner bringen kann. Wenn am einen kirchlichen Ort die Engagierten ihre „Gemeinde“ selbstverständlich als Teil der „Kirche“ ansehen, sind am anderen kirchlichen Ort diejenigen, die in der „Gemeinde“ mitmachen, gar keine Mitglieder mehr oder noch keine Mitglieder der Kirche. Die Lage wird dadurch nicht einfacher, dass es daneben Mitglieder gibt, die nicht mitmachen. Wie man Zugehörigkeiten organisiert, Ligaturen und Optionen innerhalb und außerhalb der Mitgliedschaft definiert, ist also in verschiedener Hinsicht prekär. Die damit verbundenen Fragen stellen sich auch in anderen Zusammenhängen wie beispielsweise interkonfessionellen und interreligiösen Misch-ehen bzw. Familien. Auf der Gemeindeebene – dem punktuellen oder kontinuierlichen Zusammenschluss von gleichgesinnten, engagierten oder interessierten Menschen – verschärfen sich einige dieser Probleme. Welche Rechte und welche Pflichten haben Angehörige, die institutionell nicht dazugehören? Hier zeigen sich deutliche Differenzen in der Innen- und Außensicht oder es manifestieren sich Interessenkonflikte zwischen Kirchenleitung und engagierter Basis. Bei letzterer stößt auf Unverständnis, dass beispielsweise keine Amtshandlungen und keine Mitgliedschaft in der konkreten Gemeinde möglich sein sollen. Bestenfalls können Amtshandlungen wie bei der Jungen Kirche Nürnberg „pragmatisch gehandhabt“ werden und man hilft sich mit Vereinsgründungen zur Förderung der konkreten Arbeit. Dies steht im Widerspruch dazu, dass die Kirche sich auch als Kirche mehr Engagierte wünscht. Was kommuniziert die Kirche damit über sich selbst?

### Wege zu neuen Gemeindeformen

Die vorgestellten Gemeinden sind in ihren heutigen Formen auf unterschiedliche Weise entstanden, gleichwohl lassen sich bestimmte wiederkehrende Muster identifizieren. Zum einen reagieren sie auf Herausforderungen ihres Umfeldes: die Nötigung zur Gemeinwesenarbeit in einem Stadtteil, die Not entwurzelter Menschen oder der neu entstehende Stadtteil, der dazu herausfordert, Kirche neu zu denken. Zum anderen kann das vorhandene Kirchengebäude einen wichtigen Impuls zur Bildung gerade dieser Gemeinde bilden wie bei der Ev. Stadtkirche St. Petri Dortmund oder der Kirche der Stille in Hamburg-Altona oder es kann die Erkenntnis sein, dass bestimmte Gruppen andere Sozialformen benötigen als die Ortsgemeinde sie bereitstellt, wie bei LUX – Junge Kirche Nürnberg. Offensichtlich brauchen die Gemeinden eine Anlage oder einen Anreiz, der Menschen anzieht. Sie machen nicht nur Anlässe. Sie sind der Anlass, sich zusammenzufinden. Zusätzlich braucht das Zustandekommen solcher Gemeinden jedoch einen dezidierten kirchlichen Beschluss. Sie müssen gewollt und nicht nur geduldet sein, gefördert und nicht nur gefordert werden.

<sup>5</sup> Darauf verwies schon *Ernst Lange*: Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns, München 1986. Vgl. dazu auch *Jan Hermelink*: Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, Gütersloh 2011, 18–23.

## Kirche und Gemeinde

Nicht bei allen, aber bei mehreren der vorgestellten Gemeinden sind Spannungen zur „Kirche“ – verstanden als Amtskirche – zu erkennen. Dass das Interesse der Kirche an Gemeinden, die nicht konform sind und das Interesse der Gemeinden an der Kirche, die mehr ist als komfortable Ressourcenspenderin, ein gegenseitiges und nicht gegensätzliches ist, müssen wohl beide Seiten zuerst noch lernen. Es sind in einem ersten Schritt die diversen und zum Teil auch divergierenden Interessen zu benennen. Den Normierungs- und Führungsgelüsten der Organisation der Kirche steht das Bedürfnis nach Eigenständigkeit der Gemeinden vor Ort gegenüber. Im Vergleich der verschiedenen Gemeindeformen werden weitere Interessenlagen erkennbar. Kirchen sind auf wachsende Gemeinden angewiesen. Ohne ein gewisses Maß an „Kongregationalismus“<sup>6</sup> – sprich unternehmerische Freiheit in den Filialen – könnte die evangelische Kirche beispielsweise in Baselstadt die pastorale Grundversorgung nicht länger garantieren. Die evangelikale Gellertkirche ist insofern für Basel ein Glücksfall und zugleich eine Herausforderung. Wieder ein anderes kirchliches Interesse lässt sich beim Gemeinde-Typus der offenen Kirche St. Petri in der Dortmunder City ablesen. Wenn in Basel die Anbindung und Eingemeindung von Suchenden das erklärte Ziel ist, will man in Dortmund den „kurzen, aber häufig intensiven Gelegenheitskontakt“ ermöglichen. Für die Volkskirche sei dies eine „große und bei weitem noch nicht ausgeschöpfte Chance“ (Begemann / von Bremen). Und wieder anders verhält es sich bei gemeinwesenorientierter Stadtteil-Kirchen oder der zellenförmigen Miteinander-Arbeit.

Für das Selbstverständnis der Gemeindeexperimente sind die zur Verfügung stehenden Räume und Ressourcen einerseits Identitätsmarken und andererseits Identitätsaufgabe. Auch in dieser Hinsicht sind unterschiedliche Strategien der Gemeinden zu verzeichnen, jedoch wieder kehrende Muster auszumachen: Einerseits ist bei den beiden Basler Gemeinden oder der Kirche der Stille das Selbstverständnis einer Kontrastgesellschaft erkennbar, andererseits lassen sich die St. Lukas-Gemeinde in Gelsenkirchen, das Ökumenische Forum HafenCity oder St. Petri in Dortmund, eher dem zuordnen, was in der Diskussion „öffentliche Kirche“ genannt wird, also das bürgerschaftliche Engagement als Basis der Gemeinde sieht.<sup>7</sup>

## Zeitliches und finanzielles Engagement

Gleichsam ein durchgehendes Merkmal aller vorgestellten Gemeinden ist die teilweise überraschende hohe Bereitschaft, sich freiwillig zu engagieren. Solche Gemeinden haben offensichtlich keine Probleme, Ehrenamtliche zu finden. Die Strukturen entsprechen überwiegend dem „neuen Ehrenamt“: „Jugendliche können projektbezogen arbeiten, haben Spaß, erleben Gemeinschaft, haben einen Nutzen für ihren beruflichen Werdegang, können in hoher Eigenverantwortlichkeit agieren und erleben Kirche auf eine ganz neue, für sie ansprechende Weise“, beschreibt Tobias Fritsche das Ehrenamt der Jungen Kirche. Aber auch die klar umrissene Thematik, die diesen Gemeinden ein gut wahrnehmbares Profil verleiht, dürfte zu dem hohen ehrenamtlichen Engagement beitragen. Das

<sup>6</sup> Vgl. Eberhard Hauschildt: Hybrid evangelische Großkirche vor einem Schub an Organisationswerdung. Anmerkungen zum Impulspapier „Kirche der Freiheit“ des Rates der EKD und zur Zukunft der evangelischen Kirche zwischen Kongregationalisierung, Filialisierung und Regionalisierung, in: PTh 96 (2007), 56–66.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Thomas Schlag: Öffentliche Kirche, Zürich 2012.

# Thema: Neue Formen von Gemeinde

ehrenamtliche Engagement ist dabei immer eng auf das Profil der Gemeinde bezogen: In St. Petri und in der Kirche der Stille sorgen Ehrenamtliche für die geöffnete Kirche, engagieren sich bei den Gottesdiensten oder geben Meditationskurse, in der Miteinand-Arbeit gestalten Ehrenamtliche die Gottesdienste und die Freizeiten verantwortlich mit. In LUX – Junge Kirche Nürnberg gibt es diverse „Aktivteams“ für alle Bereiche der Arbeit, so dass die Hauptamtlichen stärker die Funktion von Unterstützung als von Leitung bekommen, und auch die Gellertkirche Basel lebt vom ehrenamtlichen Engagement in den diversen Gruppen und Kreisen.

In jedem Fall widerspricht dieser Befund dem Vorurteil einer „Pfarrzentrierung“ nicht-ortsgemeindlicher Formen<sup>8</sup> zutiefst.

Ebenso werden viele der vorgestellten Gemeindeformen nicht vorrangig durch Kirchensteuern getragen, sondern Leben von Spenden der Menschen, die sich in ihnen engagieren und ihre Angebote nutzen.

## Beziehungen

Immer wieder taucht das Muster auf, dass Menschen zunächst aufgrund eines bestimmten Angebotes kommen und manche dann wiederkommen und „bleiben“. Der ortsgemeindlich immer wieder geäußerten Vermutung, die Beziehungen sei für das Zustandekommen der kirchlichen Bindung entscheidend, widerspricht dies. Gleichwohl sind Beziehungen wichtig. Aber sie wachsen erst, nachdem es gelungen ist, einen Erst- und dann eventuell auch einen Mehrfachkontakt aufzubauen. Die vorgestellten Gemeindeformen zeigen, dass Menschen auch ganz schlicht über ein Interesse an religiösen Fragen und Formen, in denen sie diese befriedigt finden, zur Kirche kommen. Dies könnte auch Ortsgemeinden ermutigen, weniger einseitig, als sie dies seit der Gemeindebewegung getan hat, auf „Kontakt durch Beziehung“ zu setzen und die Zugangswege konzeptionell und praktisch zu erweitern.

## Räume

In mehreren der vorgestellten Modelle waren räumliche, manchmal auch bauliche Veränderungen nötig, um der Aufgabe der Gemeinde gerecht zu werden. Die LUX – Junge Kirche Nürnberg und die Kirche der Stille gestalteten die Kirchengebäude neu bzw. sie bauten an. In der St. Lukas-Gemeinde in Gelsenkirchen bildete der Umbau des Gemeindehauses zum Stadtteilzentrum einen Eckstein des Konzepts – interessanterweise blieb der Sakralraum dabei unangetastet. Im Ökumenischen Forum HafenCity bildete die eigentlich gar nicht geplante provisorische Kapelle einen wichtigen Baustein der Arbeit. Offensichtlich gibt es einen inneren Zusammenhang zwischen einem bestimmten Sakralraumtypus und dem Profil der gemeindlichen Arbeit. Ausgehend von dieser Wahrnehmung wären auch noch einmal die Kirchenräume klassischer Ortsgemeinden zu betrachten. In welchem Verhältnis stehen hier Kirchenraum und Profil? Wo prägt welche Komponente die andere und wie wird mit Spannungen kreativ umgegangen?

 <sup>8</sup> So z. B. *Isolde Karle: Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010, 140.*

## Soziale Nähe und Distanz

Die Vielfalt der vorgestellten Gemeinden zeigt, dass auch in den neuen Gemeindeformen sehr unterschiedliche Grade von Nähe und Distanz lebbar sind. Dies entspricht strukturell der Pluralität von Nähe-Distanzverhältnissen in der Parochie – klassisch im Spektrum zwischen „Kerngemeinde“ und „Kasualchristentum“ beschrieben. Allerdings gilt diese Vielfalt für die neuen Gemeindeformen in anderer Weise als für die Parochie: Zum Beispiel verbinden sich in der Gellert-Gemeinde geistliche und soziale Beziehung zu einem Nähe-Konzept, das der pietistischen Tradition zugeordnet werden kann. Es gibt auch die Option, die geselligen Angebote der Gemeinde „unverbindlich“ zu testen oder ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Aber es ist selbstverständlich, dass die Mitarbeitenden- und Freiwilligengemeinde den Nukleus der Gemeinde bilden. Die meisten anderen Gemeinden haben einen Kreis stark engagierter Ehrenamtlicher (vergleichbar der ortsgemeindlichen „Kerngemeinde“) und ausgezeichnete Möglichkeiten für ein selbstbestimmtes, eher in Richtung Distanz gehendes Verhältnis. Darin entsprechen sie der „Kirchenbindung“ der Mehrheit der Kirchenmitglieder insgesamt.<sup>9</sup> Allerdings wird diese Form „distanzierter Bindung“ in den meisten der neuen Sozialformen nicht nur toleriert, sondern als Normalfall akzeptiert. Die für viele Ortsgemeinden typischen Formen mittlerer Nähe (wenn diese sich nicht stark abschließen), scheinen uns in den neuen Gemeindeformen nur teilweise gegeben zu sein (in der Hafencitykirche und in der Gemeinwesenorientierung jedoch durchaus): Dann ist die Differenz zwischen Engagement für die Gemeinde und Partizipation an ihren Angeboten eher deutlich.

## Spiritualität

In fast allen Beiträgen taucht das Motiv eines intensiveren spirituellen Lebens auf, als dies in der Parochie in der Regel zu finden ist. Offensichtlich kann die Ortsgemeinde besonders die Bedürfnisse der religiös Suchenden nicht befriedigen. So hat beispielsweise die Ev. Stadtkirche St. Petri Dortmund dezidiert den „Ruf einer Kirche der spirituellen Wanderer, der Freigeister und Suchenden, der Konfessionslosen und Multireligiösen, offen für neue Wege spiritueller Erfahrung...“. Über die Kirche der Stille finden Menschen nach Suchbewegungen in anderen Religionen wieder zum Christentum als spiritueller Heimat zurück, während das Ökumenische Forum HafenCity die gelebte Spiritualität einer Kommunität als wichtige Grundlage der Arbeit entdeckt. Hier ergibt sich eine interessante Verbindungslinie zwischen dem oft diagnostizierten gestiegenen Interesse an Religion in Form von „Spiritualität“ und kirchentheoretischen Erkenntnissen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass der Gottesdienst in der spezifischen Form häufig als ein Kernpunkt der Arbeit genannt wird und neue Formen von Gemeinde offensichtlich häufig mit neuen Formen, Gottesdienst zu feiern, einhergehen: Das geht von Themengottesdiensten im öffentlichen Raum über feministische Gottesdienste, einem „zweiten Programm“ für jüngere Menschen am Sonntagabend bis zu spielerischen Inszenierungen des Predigttestes als Kern gottesdienstlicher multikultureller Verständigung.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass sich „Spiritualität“ auch in den vorgestellten Gemeinden vielfältig und vielseitig präsentiert. Es ist anzunehmen, dass bestimmte

<sup>9</sup> Vgl. *Gerald Kretzschmar*: Kirchenbindung. Praktische Theologie der mediatisierten Kommunikation, Göttingen 2007.

## Thema: Neue Formen von Gemeinde

Angebote in der Stadtkirche St. Petri bei den meisten Gemeindegliedern der Gellertkirche zu weit gehen und vice versa in der Basler Gemeinde einige Besucher der offenen Kirche eine gewisse Enge spüren.

Das ist nicht neu. Vom religiösen Pluralismus lesen und schreiben wir seit Jahrzehnten. Wer querbeet durch die neuen Gemeinden geht, merkt aber, dass den individuellen kollektive Muster entsprechen. Das verdient Beachtung auch hinsichtlich der Forderung, die Gemeindeglieder milieusensibel zu gestalten. Wie erfolgreich kann eine Kommunikation des Evangeliums sein, die sich an Lebenswelten orientiert und diese nicht nur adressiert? Ist es nicht eher die Art und Weise, wie Menschen ihre *vita spiritualis* gestalten, die gemeindegliedernd wirkt? Kann man davon ausgehen, dass bestimmte lebensweltliche Milieus auch bestimmte Formen von Spiritualität bevorzugen? Hier wären empirische Forschungen weiterführend.

### Solidarität

Auffallend häufig findet sich bei den vorgestellten Gemeindegliedern ein gesellschaftliches Engagement in Solidarität mit benachteiligten Menschen. Die St. Lukas-Kirche in Gelsenkirchen und die Miteinander-Arbeit in Basel leben von diesem Motiv, aber es findet sich bei allen anderen in unterschiedlicher Weise, sei es als sozialdiakonisches Arbeitsfeld „Haltestelle LUX“, das sozial benachteiligte Jugendliche fördert, sei es als Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragen wie in der Stadtkirche Dortmund oder als Forum für die aktuellen Themen und Fragen im Stadtteil wie im Ökumenischen Forum HafenCity, sei es als konkrete diakonische Arbeit im Quartier in der Gellertkirche Basel. Diese Wahrnehmung erinnert an die Debatten in der Kirchenreformbewegung der 1960er und 1970er Jahre, in denen als wesentliches Argument für die Entwicklung neuer Gemeindeformen genannt wurde, dass diese dem kirchlichen Auftrag an die Welt stärker nachkämen als die traditionelle Ortsgemeinde es vermag. Wäre hier möglicherweise noch einmal anzuknüpfen?

### Vom Verständnis für Vielfalt zur Verständigung über Einheit

Der Blick in die Kirchenlandschaft vermittelt einen Eindruck von der Vielfalt der gegenwärtigen Gemeindebewegung. Vom Missverständnis der Kirche und dem Missverständnis der Gemeinde war eingangs die Rede. Inwiefern kann aus der Vielfalt auch ein Verständnis der Gemeinde abgeleitet werden? Wir halten die Verwendung des Begriffs „Gemeinde“ weiterhin für sinnvoll, meinen aber, nur Verständnis für die Vielfalt zu haben, reiche nicht aus. Es braucht ein Verstehen dieser Pluralität, das begleitet ist von der Verständigung darüber, was die Einheit der Kirche ausmacht. Weil Kirche mehr ist als ein Gemeindeverbund, verpflichten sich ihre Glieder zu einem konziliaren Prozess der Verständigung. Als neu und herausfordernd nehmen wir wahr, dass die innerevangelische Auseinandersetzung über Einheit und Universalität der Kirche in, über und durch Gemeindegliedertypen in Gang kommt und sie sich nicht mehr oder nur teilweise in der Rechts- und Sozialgestalt der Parochie abbilden lassen.

Das heißt aber auch, dass auf dem Hintergrund der parochialen Gestalt die Vielfalt nicht hinreichend erfasst wird.<sup>10</sup> Eben darum bildet das explorativ-empirische Nachfragen, in

 <sup>10</sup> Ähnliches gilt auch für die ästhetische Dimension der Feiergestalt des Glaubens. Die Matrix agendarisch-

welche Richtung sich die Gemeinden entwickeln, einen wesentlichen Teil der von uns geforderten Verständigung über Kirche. Nötig wären vermehrt Feldstudien, die das Gemeindeleben dicht beschreiben. Was im UK und den USA unter dem Namen „congregational studies“ bekannt ist, wäre auch für die Erforschung unserer Kirchenlandschaft nötig und nützlich. Zur Interpretation solcher Feldstudien gehört dann auch die kybernetisch-ekklesiologische Applikation. In welche Richtung soll sich die Kirche mit ihren Gemeinden weiter entwickeln?

Aus den hier ausgewählten Beispielen schon handlungsleitende Schlüsse zu ziehen, wäre sicherlich verfrüht. Gleichwohl sind kybernetische Entscheidungen zu fällen. Will die Kirche bzw. die Kirchenleitung eine Vervielfältigung der Sozialformen des Glaubens eindämmen, dulden oder fördern? Dabei stellen sich unweigerlich die Fragen nach Kriterien. Das Hinschauen und Hinhören auf neue Gemeinden ersetzt kirchensteuerndes Handeln

### **Verstehen und Verständigung ist mehr als Verständnis**

nicht, kann aber die Verantwortlichen dafür sensibilisieren, welche Dynamiken in aufbrechenden Gemeinden spielen. Es zeigen sich da nicht nur und nicht zwingend neue Formen, sondern – wie in den vorgestellten Gemeinden eindrücklich demonstriert – auch neue Mischungen von Sozialität, Spiritualität und Solidarität. Unbestritten ist, dass christliche Gemeinde eine soziale, spirituelle und solidarische Dimension haben muss. Wie intensiv und in welcher Form jeder dieser Dimension zu einer Gestalt kommt, ist nicht ausgemacht. Die soziologischen Megatrends Individualisierung, Mobilisierung und Medialisierung führen zwar tendenziell zu einer Auflösung jener (parochialen) Gemeindeform, die auf den kulturellen Vorgaben einer selbstverständlichen Kirchlichkeit beruht, aber zugleich auch zu einer Verflüssigung ihrer Kohäsionskräfte, was die Entstehung neuer Gemeindekulturen begünstigt. Darum wäre es auch falsch, nur von einer *Spätzeit* der Volkskirche zu reden,<sup>11</sup> wenn mit Letzterer ein Typus kirchlicher Organisation gemeint ist, der religions- und pluralitätsfähig auf solche Auflösungsprozesse reagieren und im Abbruch bzw. Umbruch auch die Möglichkeit des Aufbruchs erkennen kann. Für eine vertiefte Diskussion der Chancen und Risiken finden wir es dann aber entscheidend, sich nicht auf soziale, spirituelle oder solidarische Normgestalten religiöser Vergemeinschaftung festzulegen, sondern sich von der Fantasie des Heiligen Geistes überraschen zu lassen. In diesem Sinne könnte auch Emil Brunners funktionale Interpretation der Institution Kirche als einer Organisation, die dem Werden der Ekklesia dient, wieder zu Ehren kommen.

 alternativ verkürzt die Pluralisierung der Gottesdienstformen unzulässig. Vgl. dazu *Lutz Friedrichs*: Praktisch-theologische Einleitung, in: *ders.*: (Hg.): *Alternative Gottesdienste.*, Hannover 2007, 9–32.

<sup>11</sup> Vgl. dazu *Kristian Fechtner*: *Späte Zeit der Volkskirche.* Praktisch-theologische Erkundungen, Stuttgart 2010.